

Tierfabeln aus Kamerun.

Die Kunst der Naturvölker steht in unserer Zeit, die wieder zu einem urprünglichen Ausdrück der Geübte hindrängt, in hohem Ansehen. Wahre Meisterbeispiele für diese Fabelkunst der Natur sind sich in dem bei D. Friedländer u. Co. in Hamburg erscheinenden dritten Teil des Werks 'Im Dschungel der West-Kamerun' von Franz Thobade. Der neue Band enthält auch eine Abhandlung über die bisher noch kaum erforchte Kultur des Stammes der Likar, die im Ost-Nordwesten wohnen.

Die dumme Frau.

Ein Mann hat eine Tochter, er wohnt mit ihr auf seinem Acker. Alle Tiere lieben diese Frau und wollen sie heiraten, der Elefant und der Büffel, die Antilope, der Wasserbock, die Affen. Die Antilope kommt zu der Frau und sagt: 'Sieh mein schönes buntes Fell, ich bin das hübscheste Tier im ganzen Wald, heirate mich.' Die Frau sagt: 'Ich will es mir überlegen, geh so lange zu meinem Vater auf den Acker.' Die Antilope tut es. Der Elefant kommt: 'Ich bin stärker als alle Leute, ich meine starken Beine, meinen starken Rücken; glaubst du nicht, daß ich gut Wald roden und Feuerholz tragen kann? Heirate mich.' 'Ja, aber warte noch ein wenig und arbeite so lange bei meinem Vater auf dem Feld.' Der Elefant tut es. Der Büffel kommt: 'Ich kann jeden töten, der dir etwas antun will, heirate mich.' 'Ja, ich will es mir überlegen, geh so lange zu meinem Vater auf den Acker.' Der Wasserbock kommt: 'Ich kann schneller laufen als irgend ein Tier, ich meine langen Beine, sieh meine langen Hörner, damit schieße ich jeden, der dir etwas antun will; heirate mich.' 'Ja, ich will es mir überlegen, geh so lange zu meinem Vater auf den Acker.' Der Wasserbock tut es. Der weiße Affe kommt: 'Sieh mein schönes weißes Fell, heirate mich, dann kannst du darauf schlafen.' 'Ja, ich will es mir überlegen, geh so lange zu meinem Vater auf den Acker.' Der schwarze Affe tut es. So arbeiten alle Tiere bei der Frau und dienen ihr lange.

Eines Tages sitzt die Frau und ist. Das Chamäleon kommt und steigt in ihre Schüssel. Alle Tiere sehen das und kommen und wollen das Chamäleon töten. Die Frau sagt: 'Laß nach, ich will es selber fragen. — Warum kommst du und sitzt in meiner Schüssel?' 'Ich will dich heiraten.' Die Frau lacht: 'Was bist du denn, daß du mich heiraten willst?' 'Ich bin ein großer Herr, ich bin mehr als alle Tiere, die bei dir sind.' 'Du bist ein großer Herr und bist so klein?' 'Ich bin so klein, weil ich nicht zu arbeiten brauche; die Tiere hier bei dir müssen alle schwer arbeiten, darum müssen sie so groß sein.' Die Tiere wollen das Chamäleon töten, aber die Frau sagt: 'Laß es, ich will es weiter fragen. Warum gehst du so langsam?' 'Ich gehe langsam, weil ich schweren Schind und schwere Gedanken trage, siehst du nicht, wie sie immer die Farbe wechseln?' 'Warum hast du solche runden Hüden?' 'Weil ich immer auf dem Pferde reite. Mein Vater und ich reiten jeden Tag auf dem Pferd. Sieh meine Füße, die sehen stehen so auseinander, weil ich zwischen ihnen den Steigbügel halte (Kulla-Wort zu reiten). Komm du auf meines Vaters Hof, dann wirst du sehen, daß ich die Wahrheit spreche, und daß mein Vater und alle meine Brüder und ich große Herren sind.' Die Frau sagt: 'Wenn das wahr ist, will ich dich heiraten, komm heute Nacht.' Die anderen Tiere wollen das Chamäleon töten, die Frau verweist es und läßt es fortlaufen. In der Nacht geht die Frau von ihres Vaters Hof und geht zu dem Chamäleon. Bald sieht sie, daß das Chamäleon alles gelogen hat, aber jetzt muß sie bleiben. Alle Tiere sagen: 'So was dummes wie eine Frau habe ich noch nie gesehen.'

Der Hund und das Stachelschwein.

Hund und Stachelschwein sind Freunde. Eines Tages kommt das Stachelschwein zum Gehöft des Hundes und sagt: 'Ich wandere im Busch, ich habe nichts zu essen, ich habe kein Haus zum schlafen. Du bist mein Freund, hilf mir.' Der Hund sagt: 'Ja.' Er gibt ihm ein Haus aus Schilfen, er gibt ihm zu essen, nur Zunderrohr gibt er ihm nicht. Er sitzt es auf seinen Acker und zeigt ihm das Zunderrohr und fragt es: 'Nimmst du das?' Das Stachelschwein sagt: 'Ich liebe im Busch und esse Gras, wie soll ich das fressen?' Der Hund sagt: 'Es ist süß, fruch es.' Das Stachelschwein ist und sagt: 'Das ist sehr süß.' Der Hund sagt: 'Du bist mein Freund, geh jeden Tag auf meinen Acker und nimm, was Du magst.'

Das Stachelschwein wohnt in dem Haus, das der Hund ihm gegeben hat, und jeden Tag geht es auf das Feld und isst Zunderrohr. Der Hund sieht das und sagt: 'Laß doch die Wurzeln stehen, dann kommen neue Triebe heraus.' Aber das Stachelschwein

hört nicht, es geht jeden Tag auf den Acker und isst alles Zunderrohr mit den Wurzeln auf, bis nichts mehr da ist. Der Hund sagt: 'Ich bin dein Freund, ich gebe dir ein Haus und Essen, warum verdirbst du meinen Acker so?' Das Stachelschwein, das jetzt einen vollen Bauch hat, schimpft: 'Ist dies nicht mein Haus? Ist dies nicht mein Acker? Was willst du überhaupt?' Der Hund sagt nichts.

Das Stachelschwein geht auf den Acker von anderen Leuten und isst alles Zunderrohr. Die Leute finden es auf dem Acker und sagen: 'Du hast das Zunderrohr gestohlen.' Das Stachelschwein sagt: 'Nein, das hat der Hund getan.' Da gehen die Leute mit dem Stachelschwein zum Hund und sagen: 'Du hast das Zunderrohr gestohlen.' Der Hund sagt: 'Nein, das hat das Stachelschwein getan.' 'Ihr müßt vor Gericht gehen.' 'Ja.'

Am andern Morgen geht früh sagt das Stachelschwein zum Hund: 'Wir wollen gehen.' Der Hund sieht hinaus. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, es ist dunkel und sehr kalt. 'Laß uns noch warten' sagt der Hund. 'Nein, laß uns jetzt gehen.' 'Nein, laß uns die Sonne abwarten.' 'Nein, wir müssen jetzt gehen.' 'Gut.' Sie gehen. Es ist sehr kalt und sehr naß. Der Hund friert, das Stachelschwein friert nicht. 'Nächst geht das Stachelschwein vom Weg ab ins Gras hinein. 'Warum bleibst du nicht auf dem Weg?' fragt der Hund. 'Nein, laß durchs Gras gehn', sagt das Stachelschwein, 'dann kommen wir schneller hin.' 'Nein, wir wollen auf dem Weg gehen.' 'Nein, wir wollen durchs Gras gehen.' 'Gut', der Hund willigt ein. Sie gehn durchs Gras. Das Gras ist sehr naß, dem Stachelschwein macht das nichts, der Hund friert schrecklich, er zittert am ganzen Leibe.

Als sie vor die alten Leute kommen, die Richter, steht der Hund da und zittert sehr: 'Seht, wie er sich vor den Richtern fürchtet, weil er das Zunderrohr gestohlen hat', sagt das Stachelschwein. 'Ja, er hat das Zunderrohr gestohlen' jagen die Richter. Die Leute schlagen den Hund tot.

Als das die Brüder und die Kinder des Hundes hören, schreien sie laut und sagen: 'Das Stachelschwein hat meinen Vater umgebracht, kommt, laßt uns alle Stachelschweine töten.' Seitdem will jeder Hund jedes Stachelschwein tobtöten.

Der schlau Käfer.

Der Lauffäher sitzt mit seiner Frau in seinem Gehöft. Er hat nichts zu essen, großer Hunger herrscht in seinem Gehöft. Er geht aus, Essen zu suchen, kommt an das Gehöft des Hundes; da sind große Felder mit Weis, Kaffada und James. Der Käfer geht nach Haus. 'Der Hund hat viel zu essen, wir wollen zu ihm gehen, bei ihm essen. Du mußt jagen, ich wäre dein Kind.' 'Ja, das ist besser.' Sie schneiden ihrem Mann die Haare ab, fassen seinen Kopf mit Palmöl, wickeln ihn in ein Tuch, nimmt ihn auf die Hüfte. Sie geht zum Hof des Hundes und sagt: 'Sieh mein Kind, vor drei Tagen habe ich es geboren, ich habe großen Hunger, ich habe nichts zu essen, gib mir was, sonst sterbe ich, und mein Kind stirbt auch.' Der Hund: 'Gut, du kannst hierbleiben, meine Frau soll dir Weis geben.' Sie kocht Weis und isst mit ihrem Mann in der Mitte, die der Hund ihr gegeben hat. Der Käfer isst alles. Die Frau sagt: 'Ich nicht alles, sonst merkt es der Hund.' Der Käfer ist alles. Am andern Morgen sagt die Käferfrau: 'Gib mir zu essen.' 'Geh mit meiner Frau aufs Feld und hole Kaffada.' Die Frauen gehen. In der Nacht ist der Käfer wieder alles. Am andern Morgen gehen die Frauen aufs Feld. Die Frau des Hundes hat gefochte Kaffada für ihren Mann ans Feuer gestellt, die Käferfrau bringt ihren Mann, eingewickelt, und legt ihn neben das Feuer. Der Hund geht hinaus. Der Käfer kriecht heraus, isst alle Kaffada, kriecht wieder in sein Tuch. Der Hund will essen, der Kopf ist leer. Na gut, er kocht sich neue Kaffada, geht hinaus; der Käfer kriecht heraus, isst alles. Der Hund wundert sich, tut wieder Kaffada in den Topf, geht hinaus, der Käfer isst alles. Der Hund kommt, findet nichts, sieht sich um, mer die Kaffada gestohlen hat. Nur das Kind liegt am Feuer. Der Hund denkt: 'Was ist das für ein Kind?' — schlägt ihm auf den Kopf. 'Ba, ba' ruft der Käfer mit hoher Stimme, der Hund nimmt einen Stock, schlägt ihn narkot. Er brüllt: 'Der Hund lacht: 'Jetzt habe ich dich gefoch', schlägt immer mehr. Nächst hört der Käfer auf zu jagen, wird heiß, bewegt sich nicht mehr. Der Hund fürchtet sich, er denkt, er hat ihn toteschlagen. Er dreht ihn hin und her, fixiert ihn, begießt ihn mit kaltem Wasser, begießt ihn mit heißem Wasser. Der Käfer rührt sich nicht.

Die Käferfrau kommt nach Haus, findet ihren Mann tot. Sie schreit sehr, nimmt ihn auf den Arm, trägt ihn fort. Als sie eine Stunde vom Gehöft weg ist, bewegt sich der Käfer, springt auf die Erde, läuft zurück zum Hund. Er kommt mit großem Geschrei in das Haus: 'Du hast meinen Graben geöffnet, ich bringe es vor Gericht.' Der Hund und seine Frau sitzen sich sehr, sie laufen weg in ein anderes Land. Der Käfer und seine Frau bleiben auf dem Hof und essen all das viele Essen von den Feldern.

Theater, Musik und Kunst Der Applaus.

Von Germana Bahr.

Zum Drama gehört, daß es wirken soll. Das Stück des größten Menschen, das nicht die Kraft hat, seine Gestaltung oder Stimmung dem Betreuer mitzuteilen, ist schlecht; und wenn es einem noch so kleinen Menschen gelingt, das Gemüt seiner Hörer zu bezaubern, so hat er ein für alle Hörer gutes Stück geschrieben. Otto Ludwig hat gesagt: 'Am dramatischen Kunstwerke arbeiten drei Mann, der Dichter, der Schauspieler, der Zuschauer. Im Innern des Zuschauers erst entsteht während der Aufführung durch des Dichters, des Schauspielers und sein eigenes Zutun das Kunstwerk. Seine Sache ist, die unbeschränkte Menschennatur in sich wirken zu lassen; des Dichters Sache ist, Schauspieler und Zuschauer zu dem zu zwingen, was er hervorgebracht haben will. Der Dichter muß nicht allein die Wirkung, die er beabsichtigt, zu erreichen, sondern auch jede andere zu verhindern wissen, die er nicht will.' Dieses Mittelstück der Hörer, die jetzt folgen, jetzt widerstehen, macht das Drama aus; es ist ja nur dadurch entstanden, daß dem Hörer bei sich zu einem wurde und er seine Stimmung endlich unter die Menge hegeben wollte. Die griechische Tragödie ist nur aus dem tragischen Chor entstanden; das heißt, der dionysisch Erregte, der bis dahin für sich allein geschwärmt hatte, fand nun an ein Mittel zu finden, um das ganze Volk in dieselbe Erregung und Schwärmerei zu bringen. Dieses Mittel und Instrument, die einzelne Verzückung allen mitzuteilen, ist das Drama. So lange noch irgend einer bleibt, der sich ihrer entwiden kann, hat es seinen Sinn verfehlt. Es ist dazu erfunden worden, um das Gemüt eines einsamen Schwärmers das ganze Volk fesseln zu lassen. Erst wenn alle Hörer eben das, was der Dichter fühlte, ebenso fühlen, wie er es fühlte, hat das Schauspiel seine Pflicht getan. So verhält sich das Drama zum Gedichte, wie sich etwa der Redner zum Philosophen verhält; der Philosoph soll seine Gedanken ausdrücken, der Redner soll sie mitteilen; der Wert seiner Gedanken bestimmt den Philosophen, die Kraft seiner Suggestion den Redner.

Die Schauspieler wissen das. Es ist ihnen nicht leicht nicht klar, woher es kommt, aber ihr Instinkt sagt ihnen, daß sie schlecht sind, wenn sie auf einen nicht wirken, und erst dann gut, wenn sie auf alle wirken. Sie wissen, daß nicht das Urteil der Kenner, sondern das Klatschen oder Rischen der Menge ihre Beherkung bestimmt.

Man bedenke, daß Goethe im Theatralischen nicht anders dachte. Er hat sonst wahrlich von den Leuten nichts gehalten; sie waren ihm höchstens 'dumme Götter' und er blieb seiner Lösung treu: 'Ich schreibe nicht, euch zu gefallen! Ihr sollt was lernen!' Doch hinderte ihn das nicht, im Theatralischen immer das Publikum als den Herrn anzusehen. 'Es kommt darauf an', hat er zu Cernermann gesagt, 'daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Schmach und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publikums zusammen, so ist alles gewonnen. Es fragt sich hierbei keineswegs, wie groß der Poet sei; vielmehr kann ein solcher, der mit seiner Persönlichkeit aus dem allgemeinen Publikum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeine Gunst gewinnen.' Darum schätzte er auch Pfiffand und Koberne so sehr, nicht nur ihre Stücke eifrig liehend, sondern auch ihre 'populären Talente' gern gegen 'ungerechten Tadel' verteidigend. Darum warnte er Heinrich v. Kleist, auf ein Theater zu warten, welches da kommen soll. Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Käfer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen.' Daran hielt er immer fest: das Theater ist dazu da, der 'gebildeten und ungebildeten Masse Vergnügen zu machen', ihr zu gefallen, auf sie zu wirken. Das war ihm eine unumstößliche Maxime.

Gibt man das zu, ist man der Meinung, daß das Drama wirken muß, und nimmt man das Publikum als den Richter seiner Wirkungen an, dann wird das Klatschen oder Rischen nicht nur sein Recht, sondern sogar seine Pflicht, es wird die dramatische Funktion sein, die das Publikum dem Schauspiel schuldig ist.

Erstaufführung in München. Ins München schreibt unser Korrespondent: Im neuen Theater ging Wilhelm Schmidts Komödie dreitausend Trugmondie 'Silber' ein Kind ist von Himmel gefallen' erstmalig in Szene. Dieses Lebensstück, das zwischen zaghafter Würdevollheit und ledigem Apocryphum zugewinnend des letzteren abzuzeichnen möchte, dabei freilich nicht überzogen, und weder tragisch noch komisch berührt, sondern im Grunde nur sentimentale Panditentomantik bringt, fand unter der Spielleitung Direktor Frenschs eine recht ungleiche Wiedergabe. Verhältnismäßig am besten gelang der zweite, im Diebesstuhlschneidende Akt, wo Ludwig Roth als reflektierender